

Wo die Existenzangst daheim ist

Filmfest: Ulrich Maass, Alexander Riedel und Ralf Westhoff zeigen München als herzlosen Ort sozialen Abstiegs

Von Josef Grübl

München – Die meisten Münchner erfüllt es natürlich mit Stolz, wenn ihre Stadt zur lebenswertesten Metropole der Welt gekürt wird. Erst vor kurzem attestierte ein britisches Lifestyle-Magazin der Stadt mal wieder allerhöchste Lebensqualität. Kultur, Gesundheitsversorgung, Verkehrsanbindung, Sonnenstunden: alles top. Wie gut, dass die einheimischen Regisseure auf dem Filmfest nicht das gleiche jubelnde München-Bild bedienen – man könnte es ja kaum aushalten vor lauter erfolgreichen, gutaussehenden und Cabrio fahrenden Menschen. „Das junge deutsche Kino ist in den letzten Jahren realistischer geworden“, meint Ulrich Maass, der für das Festival die nationalen Kinofilme auswählt.

Da ist es eigentlich nur konsequent, dass die Münchner Produktionen besonders in der Realität verwurzelt sind, kann man doch in so einer lebenswerten Stadt viel radikaler mit Klischees aufräumen, nicht nur mit den weißblauen Drehbuchautoren und Regisseuren. Alexander Adolph macht das in seinem neuen Film sowohl inhaltlich als auch formell. Der Horrorthriller „Der letzte Angestellte“ erzählt von einer Mittelstandsfamilie mit Existenzängsten, von Geldmangel und Jobverlust. „Die Angst vor dem Versagen und dem Abgleiten ins soziale Aus ist speziell in München sehr groß“, sagt der studierte Jurist. Stilistisch ist der Film absolut außergewöhnlich, bedient er sich doch der Elemente des Horrorgenres. „Es war immer ein Traum von mir, ein sozialkritisches Drama mit anderen Mitteln zu erzählen“, so Maass.

Soziale Kälte trifft die Behausten wie die Unbehausten der Stadt.

Der Regisseur ist gebürtiger Münchner, seine Heimatstadt empfindet er „als ausgesprochen düster“, was er im Film mehr als deutlich unterstreicht. So tröstlos hat man München lange nicht gesehen, Adolph hat dafür Drehorte im Tucherpark, in Giesing und an der Lands-huter Allee gefunden. Es geht um den Juristen David (Christian Berkel), der nach langer Arbeitslosigkeit einen Job annimmt, der wiederum andere arbeitslos macht: Er soll eine Firma liquidieren und die komplette Belegschaft entlassen. Eine Mitarbeiterin (Bibiana Beglau) kommt mit der Kündigung nicht zurecht und lauert David immer wieder auf. Doch als er sie in ihrer Wohnung zur Rede stellen will, hat sich die Frau erhängt.

In der Folge wird es in dem Film sehr blutig, die gruseligste Szene kommt indes ohne oberflächliche Schockeffekte aus. Als sich David und seine Frau (Jule Ronstedt) um einen Kindergartenplatz für ihren Sohn bewerben, gleicht das Elterngespräch geradezu einem Tribunal: „Wieso haben Ihr Euren Sohn schon so früh weg gegeben?“ Auf diese Weise bekommt man schon im Kindergartenalter eine Ahnung vom Scheitern (Premiere am 26. Juni um 22 Uhr im Cinemax 2).



Christian Berkel (oben) verrichtet tödliche Arbeit, um zu überleben, in „Der letzte Angestellte“ von Ulrich Maass. Alexander Riedel siedelt „Morgen das Leben“ mit Ulrike Arnold zwischen Fiktion und Wirklichkeit an. Fotos: Filmfest (3)

Um existentielle Ängste geht es auch im neuen Werk von Alexander Riedel. Der preisgekrönte Dokumentarfilmregisseur legt mit „Morgen das Leben“ seinen ersten Spielfilm vor. Darin erzählt er von drei Münchnern in Zeiten der Krise. Er verwischt dabei die Grenzen zwischen Realität und Fiktion derart geschickt, dass man das Geschehen auf der Leinwand zu keiner Sekunde in Frage stellt. „Zu Beginn wollte ich einen München-Film machen, der von den Zuständen auf dem Wohnungs- und Immobilienmarkt erzählt“, so der Regisseur. In kaum einer anderen deutschen Stadt ist Wohnraum so kostbar, wird

der Kampf darum ähnlich aggressiv ausgetragen. Eine der Figuren (Jochen Strodtthoff) lebt in einem vom Sozialamt bezahlten Pensionszimmer in der Nähe des Hauptbahnhofs. Um sich eine Existenz aufbauen zu können, heuert er als Versicherungsvertreter an und landet am Ende doch nur in einem Musterhaus am nördlichen Stadtrand. Dort darf er auf einem klapprigen Feldbett schlafen, bei Besichtigungsterminen hat dieses natürlich in der Abstellkammer zu verschwinden. Sein wahres Ich versteckt er hinter einem akkuraten Haarschnitt und einer Fassade aus Versicherungsfloskeln.

„Nur die Bierflasche und das Unterhemd bewahrt er sich“, so der Regisseur. Die Entfremdung in unserer Gesellschaft nimmt zu, wer in München keine Karriere nachweisen kann, hat es schwer: „Der Anspruch auf dokumentierbare Leistung quillt, anders als in anderen deutschen Großstädten, aus allen Häusercken.“ Vor allem von einem bestimmten Alter an sei das nicht mehr zu übersehen. Alexander Riedel spricht aus eigener Erfahrung, er ist im vergangenen Jahr vierzig geworden. „Viele Menschen verspüren in diesem Alter einen unglaublichen Druck, man wird regelrecht zur Bestandsaufnahme gedrängt.“ Seine drei Hauptfiguren

sind alle um die vierzig, die beiden Frauen hadern sowohl mit dem Alter als auch mit ihrer Existenz: Die eine (Judith Al Bakri) ist alleinerziehend und kommt mit stumpfsinniger Heimarbeit gerade so über die Runden, die andere (Ulrike Arnold) kündigt nach einer gescheiterten Beziehung ihren Job und träumt von einem Neuanfang. (Premiere am 28. Juni um 19.30 Uhr im Cinemax 2)

Die Wirtschaftskrise ist im deutschen Film angekommen, Existenzängste ziehen sich wie ein roter Faden durchs Filmfestprogramm: In dem auf bayerischen Autohöfen gedrehten Fernfahrer-Drama „Transit“ zerbricht ein Trucker an den mörderischen Bedingungen im Speditionsgeschäft (am 29. Juni um 21.30 Uhr im Rio 1). Der Fernsehfilm „In aller Stille“ erzählt dagegen mit den Mitteln des Krimis von einer Wolftratschhauser Familie, die aufgrund von Alkoholismus und Arbeitslosigkeit auseinander bricht (am 1. Juli um 19.30 Uhr im Cinemax 5). „Das Thema liegt einfach auf der Hand“, sagt Alexander Adolph; es ist aufschlussreich, wie unterschiedlich die einzelnen Regisseure es umsetzen.

Das Möbelhaus liefert die Requisiten für den Rückzug ins Private.

Ralf Westhoffs „Der letzte schöne Herbsttag“ klingt daher zunächst einmal wie ein Kontrastprogramm: Der Regisseur des Kinohits „Shoppen“ erzählt in seiner neuen Komödie von einem Münchner Pärchen um die dreißig, das die eigene Beziehung in Frage stellt. „Es geht darum, nicht zu scheitern“, beschreibt Westhoff die Ausgangsidee des Films. Statt wie in seinem erfolgreichen Erstling von der Massensuche nach der perfekten Beziehung zu erzählen, kämpft diesmal sein Paar um das, was alles andere als perfekt ist. „Die beiden haben Ecken und Kanten, beim Speed-Dating wären sie garantiert durchgefallen“, so Westhoff. „Ist die Liebe so kompliziert, oder sind wir es?“ fragt Claire (Julia Koschitz) einmal, Leo (Felix Hellmann) sagt dagegen: „Man kann sich verrechnen, aber kann man sich verfühlen?“ Mit Vehemenz kämpfen die beiden um ihre Beziehung, immer wieder wenden sie sich rat-suchend ans Publikum. In diesen Monologen erfährt man mehr über sie selbst als über den anderen, sie sind ichbezogen und ziehen sich wie viele Menschen in Krisenzeiten ins Private zurück. „Cocooning“ heißt der vielzitierte Trend, von dem eine ganze Industrie lebt; folgerichtig halten sich auch Westhoffs Figuren bevorzugt in Möbelhäusern oder in heimelig eingerichteten Wohnungen auf. Wenn schon die Welt im Chaos versinkt, dann soll wenigstens daheim alles in Ordnung sein. Oder wie Claire es formuliert: „Der soll nicht die Welt retten. Mich soll der retten, mich!“ (am 27. Juni um 19.30 Uhr im Cinemax 2). Der Versicherungsvertreter aus „Morgen das Leben“ bringt die Misere dagegen mit einem schlichten Satz auf den Punkt: „Es geht darum, dass man den Zustand verbessert.“

Filmfest-Steckbrief



Eine Komödie über das Scheitern

Der HFF-Absolvent Sebastian Stern und sein Film „Die Hummel“

In der Wettervorhersage bedeuten Hummeln schönes Wetter, demnach dürfen die Münchner am Wochenende auf ausgiebigen Sonnenschein hoffen. Denn am Sonntag hat „Die Hummel“ Premiere auf dem Filmfest. Der Debütfilm des HFF-Absolventen Sebastian Stern läuft in der Reihe „Neue deutsche Kinofilme“. Mit Meteorologie hat Sterns Film freilich nichts zu tun; das titelgebende Insekt steht für das Paradoxon, wonach Hummeln nach den Gesetzen der Aerodynamik nicht fliegen können, es aber trotzdem tun. Dem von Jürgen Tonkel gespielten Pit geht es ähnlich: Eigentlich ist er in seinem Job längst gescheitert, er arbeitet aber trotzdem weiter. Als Vertreter von Schönheitsprodukten klappert er Frauenbekanntschäften von früher ab, er ist ein verzweifelter Verkäufer ohne Dach über dem Kopf. „Meine Mutter hatte einen Bekannten, der Verkäufer von Schönheitsartikeln war und mit seinem Koffer regelmäßig bei uns im Wohnzimmer saß“, erzählt Stern. „Weil sie nicht nein sagen konnte, hat sie ihm immer wieder etwas abgekauft.“ Im Grunde sei es eine Komödie über das Scheitern, meint er, allzu traurig geht es aber trotzdem nicht zu. Eher lakonisch, mit einer Prise trockenem Humor. „Den Kosmetikvertreter fand ich passend“, fügt er hinzu, „handelt er doch mit Produkten, die den Schein wahren sollen.“

Gedreht wurde in Deggendorf, dort wurde der Regisseur 1979 auch geboren. Der Vater führt ein Textilgeschäft, die Mutter arbeitet in einer Arztpraxis. Mit bayerischen Kinohits wie „Wer früher stirbt, ist länger tot“ oder „Grenzverkehr“ hat Sterns Film nur bedingt etwas gemein – auch wenn Jürgen Tonkel in allen dreien mitspielt. Der Regisseur hat keine zünftige Wohlfühlkomödie gedreht. Auch mit dem Dialekt hält er sich zurück: Die Schauspieler sprechen ein gemäßigtes Bairisch, die „Zugezogenen“ Hochdeutsch. „Wenn ich sie im Bayerwald-Dialekt reden hätte lassen“, sagt Stern, „wäre der Film für den Rest der Welt unverständlich gewesen“. Viel autenthischer sei es doch, die richtigen Darsteller zu finden und sie in ihrer eigenen Sprache statt in einem antrainierten Idiom reden zu lassen. Keine Frage: Diese Hummel fliegt auch so. Josef Grübl

Premiere am 27. Juni, 21.30 Uhr im Rio.

Kurzkritik

Gil Shahams Magie

BR-Symphoniker unter Storgårds

München – Es gehört zu den aufregendsten Erfahrungen, wenn man erleben kann, was es heißt, auf allerhöchstem Niveau zu musizieren. Der große Geiger Gil Shaham zählt zu den wenigen, deren Spontaneität, musikalischer Witz und Analysefähigkeiten bald jeden Auftritt zum Ereignis werden lassen. Dieses Mal spielte er im Herkulesaal mit dem BR-Symphoniorchester Igor Strawinskys Violinkonzert. Strawinsky mochte keine Solistenherlichkeit, er konzipierte dieses Stück in Anlehnung an Bachs Geigenkonzerte, in denen die Solovioline zwar hervortreten kann, aber nur als Primus inter pares. Das heißt, der Solist agiert in intensivem Zwiegespräch mit dem Orchester. Shaham tat das mit so ansteckendem Vergnügen, mit solcher wachen Geistesgegenwart, mit solcher geistreichen Bravour, dass er von Mal zu Mal die Musiker zu einverständlichem Lächeln animierte. Es wurde eine Demonstration, wieviel instrumentaler Scherz, kompositorische Ironie und doch tiefere Bedeutung in diesem ebenso schwierigen wie raffinierten Meisterwerk stecken. Ovationen. Der für Mariss Jansons eingesprungene John Storgårds aus Finnland dirigierte, heftig mit den Flügeln schlagend, zuerst Schumanns Erste Symphonie, die dank der Kultiviertheit des Orchesters nicht ins Plakative geriet. Zum Schluss Manuel de Fallas „Dreispeitz“-Suite, also eine Musik aus Atmosphäre, Farben und Rhythmus. Storgårds boxte das Stück leider allzusehr ins Dickliche, Klecksig und Krachende. Harald Eggebrecht

Vertrag verlängert

Augsburg: Intendantin Votteler bleibt

Augsburg – Die jungen Schneiderinnen des Augsburger Stadttheaters bekamen einen Schrecken, von dem sie noch ihren Enkeln erzählen werden: Plötzlich brach ein Handwerker durch das Dach – und hing mit einem Bein in der Lehrwerkstatt. Als im Frühjahr ein stadtübergreifender Tag der offenen Tür stattfand, beteiligte sich auch das Theater. Es öffnete die Türen hinter die Kulissen des Großen Hauses, der Freilichtbühne und der Komödie – und nannte die Ruinen-Tour „Orte des Grauens“. Intendantin Juliane Votteler beschreibt die Arbeitsbedingungen an ihrem Haus als „menschunwürdig“. Dennoch wird sie ihren 2012 auslaufenden Vertrag bis 2017 verlängern. Allerdings hatte die 49-Jährige an die Unterschrift Bedingungen geknüpft: Erstens bekommt sie nach drei überzeugenden Spielzeiten eine Gehaltserhöhung, zweitens hat ihr die Stadt die schnellstmögliche Sanierung der maroden Spielstätten zugesichert. Ob und wann diese abgeschlossen werden, lässt diese Zielvereinbarung zwar offen. „Dennoch hoffe ich, dass jetzt endlich das Theater Priorität hat“, sagt Votteler.

Neben der Bausubstanz will Votteler auch das Profil ihres Theaterstandorts verbessern: „Wir wollen hier eine leuchtende Nische sein“, sagt die Stuttgarterin, die seit 2007 in Augsburg wirkt. Zusammen mit Generalmusikdirektor Dirk Kaftan will sie noch mehr zeitgenössische Komponisten ins Programm heben. Zudem kündigt sie an, weiterhin Aspekte der Stadtgeschichte aufzuarbeiten. Zuletzt gelang dies mit dem dokumentarischen Stück „Die Weber von Augsburg“, das in der Arbeiterstadt großen Zuspruch erfuhr und neue Publikums-schichten anlockte. Stefan Mayr

Afrika, mon amour

Christoph Schlingensiefel eröffnet den Opern-Pavillon mit „Via Intolleranza II“

Von Egbert Tholl

München – Gebt das Geld aus, ohne Grund, gebt es weg und erwartet nichts. Erwartet nicht, dass sie so werden, wie wir uns das vorstellen. Das sagt sinngemäß der Zauberer, der keiner ist, obwohl er auf dem zerknitterten Vorhang, der als Leinwand dient, als flackernde Gestalt mit langem weißen Gewand und hohem Hut erscheint. Dann ist es aus, und man steht draußen, kauft sofort eine CD, auf der man später grässliche Musik finden wird, blöden Afrika-Pop, selbst gebastelt in irgendeinem Hintergrund. Und da muss man grinsen, weil Schlingensiefel Recht hat, und weil man auf ihn reingefallen ist, natürlich.

ANZEIGE



Christoph Schlingensiefel ist in München. Mit „Via Intolleranza II“ eröffnet er den Pavillon Mini Opera Space, das grandiose Stacheltier auf dem Marstall-Platz. Diesen Pavillon, übrigens, will man nicht mehr hergeben, das kann man gleich mal sagen, schon nach dem ersten Abend. Ist ja schön und gut, dass er ein fliegender Bau ist, dass er, als architektonischer Botschafter der Bayerischen Staatsoper, in verschiedenen europäischen Städten zu sehen sein soll. Aber am besten ist er schon in München aufgehoben, wo er den bislang so herrschaftlich öden Platz belebt und die umliegenden Gebäude adelt.

überhaupt weit kommt), ein Motiv-anstoß, ein Entree-Billet in den Staatsoperbetrieb. Die Aufführung selbst ist ein szenischer Essay über den falschen Umgang Europas mit Afrika. Alle Insignien des Schlingensiefel-Theaters sind vorhanden, ein Rednerpult und eine Kasperltheaterbude, ein paar versprengte Musiker und merkwürdige Menschen. Filme zeigen religiös inspirierte Anthroposphen, ethnologisch-historische Aufnahmen von Schwarzen, zeigen Schlingensiefel in Afrika, müde, dünn, vom Krebs ausgezehrt und doch froh. Jetzt wirkt er nicht mehr froh. Seine Kraft ist noch da, in

zwei kurzen Auftritten in dem von ihm angerichteten Tohuwabohu. Die Kraft zählt sich aus der Wut. Afrika ist Afrika. Zu Beginn tritt ein Sänger mit einer Gitarre auf, bittet seine vermeintliche Tochter vor den Vorhang, der das Geräusch im Bühnenhintergrund verdeckt. Die beiden singen ein afrikanisches Lied, wunderschöne Menschen machen wunderschöne Musik, das Publikum wird zum Mitklatschen animiert, und es klatscht auch sofort, tumb auf die Eins. Freude im Pavillon, über buntes Afrika, Glücken und Lachen, das nicht einmal dann verstummt, wenn Schlingensiefel erklärt, in einer schonungslosen Sueda, dass mit diesem Reflex endlich Schluss sein muss. Afrika kann mehr.

Die ganze Produktion siechte dahin, Schlingensiefel am meisten, alle Weißen waren krank, geht man deswegen nach Afrika? Dort ist alles objektiv kaputt, da erholen sich der kranke europäische Leib und die Seele gleich mit. Natürlich kann man Schlingensiefel vorwerfen, dass er die Menschen aus Burkina Faso auch nur ausstellt wie in einer Menagerie, so großartig, energiegeladene und sonnenscheinfreundlich sie auch sein mögen. Aber gleichzeitig thematisiert er dieses Ausstellen natürlich. Schlingensiefel hat Afrika nicht kapiert. Aber er hat kapiert, dass er es nicht kapiert hat, dass Henning Mankell mit seiner schmierigen Gutmenschenattitüde nervt, dass jede Hilfe für Afrika doch nur ein postkolonialistischer Reflex ist, wenn auch teilweise mit umgekehrten, also ehrenwerten Vorzeichen, etwa wenn Frankreich einen Tanz-Import-Export unter Staatskulturvorzeichen aufzieht. Nach all dem kauft man zum guten Zweck die CD. Mist.

Das ist schön

Techno-Sonne in der Sonnenstraße

Harald ist in die große Stadt gezogen. Mitten hinein ins Leben, dorthin, wo Schwanthal- und Sonnenstraße einen rechten Winkel bilden. Dieser Winkel ist Haralds Zuhause. Sein Name leuchtet in Goldbuchstaben: Harald Klein. Früher hieß er Harry, zu KPOs und Optimals Zeiten. Doch die sind nun endgültig vorbei. Das Kopfwackelparadies am Ostbahnhof ist zur Prekariatssauf- und Sexmeile verkommen, der Kunstpark-Zaubercharmevoller Goldschneiderei gewichen. Höchste Zeit für Münchens hippstem Club zur Ortsveränderung. Ein Umzug vom Osten in die Stadt ist an sich schon eine gewaltige Verbesserung (andersrum nicht!), dazu hatte Harry-Klein-Chef David Süß den Mut, seinem Laden ein neues Image zu verpassen. Und das ist ihm fulminant gelungen.

Harald „Harry“ Klein ist in des Wortes bester Bedeutung spacig: Der Raum, er scheint fast frei von Ecken, beamt den Besucher, kaum hat er die Lärmschutzschleuse passiert, derart abrupt in die transzendente Welt des Rhythmus, dass er um sein inneres und äußeres Gleichgewicht fürchten muss. Die schwarzen Wände wie auch die flirrenden Videoprojektionen lassen die Phantasie in galaktische Weiten schweifen. Wer hier nicht tanzt, tanzt nirgends. Der hohe Raum gestattet eine kühn gestaltete Galerie, der Blick hinab ins zuckende Gewusel verlockt zu weiterer Hingabe an den wummernenden Vierteltakt. Mit Harry Klein hat München einen kleinen, feinen, lauten Touch New York abbekommen. Das ist schön. Karl Forster